

Die Weidenkätzchen.

Novellette von Lenelotte Winfeld.

Ueber die teppichbedeckten Stufen eines großen Hauses...

Würde man ihn auch hier ohne Gabe ziehen lassen? Sollte er mit leeren Händen zu seiner kranken Tochter zurückkehren?

Eine Magd öffnete, ein dunkelrotes Kinderköpfchen schmiegte sich an ihren Arm.

Die Magd sah den Greis mißtrauisch und argwöhnisch an, wartete auch seine gefammelte Bitte gar nicht ab.

Er stand dem Bettler zu. Er stand dem Bettler zu.

„So ist alles vergebens,“ dachte er. „In den anderen Häusern wird's mir ebenso gehen.“

Er wandte sich müde der Treppe zu. Da wurde die Thür behutsam abermals geöffnet.

Warte Mann, ich will dir etwas schenken,“ flüsterte sie, „aber lauf nicht fort, ich muß es erst holen.“

Sie schloß die Thür wieder und kehrte nach einer Minute, glühend vor Eifer, zurück.

„Meine Kätzchen,“ sagte das Kind, ich habe sie selbst in der warmen Stube, an meinem Fenster, gezogen.

Sie drückte mit strahlendem Gesicht dem Alten beides in die Hand, nicht ihm freundlich zu und suchte in die Wohnung.

Der Greis starrte auf die zartgrünen Blattspitzen, auf die silbergrauen, sammelten „Kätzchen“, bis ihm die Thränen in die Augen schossen.

Weidenkätzchen schenkte man ihm, statt des Brotes, um das er gebeten.

Und doch wollte plötzlich seine Bitterkeit mehr in des Alten Seele kommen. — Das Stüchden Frühlings in seiner Hand lagte ihn so hoffnungsfroh an, als wäre es nun vorbei mit Jammer und Angst.

„Es wird ja Frühlings,“ dachte er in halbem Erstaunen, denn bisher war ihm das wirklich nicht eingefallen.

Langsam stampfte er durch die mit blendendem Schnee bedeckten Straßen. Der Sonnenschein lag sieberhaft auf den schimmenden Dächern.

Und die blühenden Zweige in des Greifen Hand schienen in die Winterpracht hineinzufingern: „Wir sind doch viel schöner als du, denn wir, wir läuten den Frühlings ein.“

„Wenn ich Käthe auch nichts weiter bringen kann,“ dachte der Alte, „über die Zweige wird sie sich doch freuen.“

„Ach, Käthe!“ rief da eine Kinderstimme neben ihm. Er schaute auf.

Ein eleganter Schlitten hielt auf der Straße. Neben einem in Dedon wohlverpackten Knaben, dessen blaßes Gesicht deutliche Spuren eben überstandener Krankheit trug, sah eine vornehme Dame.

Sie sah das sehnsüchtige Verlangen in den matten Augen des Kleinen. „Möchtest du sie haben?“

Er nickte eifrig. Sie winkte den Alten heran. „Würden Sie mir die Zweige verkaufen?“

Und als sie das staunende Gögern des Alten gewahrte, legte sie hinzu: „Oder sind die Kätzchen für einen Ihrer Lieben bestimmt?“

Der Alte zitterte. Die Furchen in seinem abgegrabenem Gesicht vertieften sich. Die Dame betrachtete ihn mitleidig.

„Meine Tochter ist krank,“ flammelte er. „Siehst du, Hans, wir müssen verzichten,“ sagte die Dame zu dem Kleinen.

Der Alte gab sich einen Ruck. „Aber ich will gern die Kätzchen verkaufen“ — seine Stimme hatte plötzlich größere Festigkeit — „ein gutes Kind hat sie mir nämlich soeben geschenkt, als ich — um Geld bettelte.“

Die Blicke der Dame waren voll warmer Theilnahme. Die Dame zog ihr Portemonnaie und ein Notizbuch hervor. Sie fragte den Alten nach seiner Adresse, drückte

ihm einige Goldstücke in die Hand und gab ihm auch die Stägen zurück. Zu ihrem Knaben sagte sie: „Nicht wahr Hans, wir wollen sie dem kranken Mädchen gönnen? Es kann nicht ausfahren, wie du, und Sonne und Nacht nicht sehen.“

Die Augen des Knaben wurden groß und nachdenklich. Er streckte seine kleine, behandschulte Rechte aus den Dedon heraus dem Alten hin. „Grüße das kranke Mädchen!“

Die Pferde zogen an. — Der Alte stand noch lange auf demselben Fleck im Schnee, schaute dem davongleitenden Schlitten nach, lauschte dem verhallenden Getöse der Räder und blickte wie träumend auf die Goldstücke in seiner Hand, die einträchtig neben dem Glückspennig des guten Kindes lagen.

Dann schaute er auf die Weidenzweige, und warmes Licht strahlte in seinem weichen Gesicht auf. „Das alles verdanke ich euch,“ sagte er zärtlich und hielt sich die weichen Kätzchen fest an die Wangen, „dafür sollt ihr's aber auch gut bei uns haben.“

Er prüfte die feinen Würzeln, die an den Enden der Zweige sproßten. „Sie können schon in Erdreich verpflanzt werden.“

Und der Alte schritt durch die Straßen und träumte. — Die Weidenkätzchen wandelten sich in eine Zauberruhe, die ihm eine rosigere Zukunft verschloß. Alles Grau war aus seinem Leben erwischt — es wurde ja Frühlings!

Und sein Kind würde gefunden, dank der Hilfe der fremden Dame. Und er selbst könnte friedlich am Fenster sitzen und auf ein Stüd Rosen schauen, in dem die Weidenzweige starke Wurzeln trieben. Und bereinst, wenn er friedlich entschlämmt, würde sich dieser Rosen über seinem Grab wölben, und ein prächtiger Weidenbaum bei ihm die Trauerwache halten.

Das alles erzählten ihm die Zauberkätzchen und machten ihm die Seele licht und weit. Alle frohen Stunden seines Lebens bekehrten sie darauf. Wie sie in sein Augenbild hineinspielte — wor's nicht an einem Märzamorgen am Weidenbusch, als er das hübsche Mädchen, das nachher seine Frau wurde, zum ersten Male trüfte?

Jetzt hatte der Alte das graue Haus, in dem er mit Käthe wohnte, erreicht. Er wollte rasch den dämmrigen, großen Flur passieren — eine schwarze Raze verpörrte ihm den Weg. An seiner Gasse hielt er sie mit dem Fuße, sie fauchte ihn zornig an. Den Alten überriefelte das Grauen. Immer hatte er darin ein böses Omen erblickt.

Dann aber lachte er sich selbst und seinen Aberglauben aus. Nicht alle Kätzchen konnten so unschuldig lieb sein, wie die Blütenkätzchen in seiner Hand.

Er durchquerte den engen Hof, der zur Hälfte, — dort, wo die Menschen nicht hinliefen — eine makellos reine Schneehülle bedeckte. Athemlos stieg der Alte die Treppe empor. Die Thür zu seiner kleinen Wohnung stand offen — wahrscheinlich sah die Nachbarin mal nach der armen Käthe.

Der Alte tappte laut durch den Korridor. In seiner Aufregung vergaß er alle Vorsicht der Kranken gegenüber. „Käthe!“ rief er schon vor der Stuenthür, „es wird Frühlings! — Ich bringe dir Kätzchen!“

Er stieß die Thür auf und schwenkte die blühenden Zweige. — Verstörte Frauengesichter schauten ihm entgegen. Die Nachbarin stand neben Käthes Bett und hielt den Schürzenzipfel trampfhaft an die Augen.

Der Alte trat wankend näher. — Jetzt sah er das bleiche, friedliche Todtengesicht. — Er blieb wie angewurzelt stehen. Die blühenden Zweige fielen ihm aus der Hand und breiteten sich über die Diele. Stumm hob eine der Frauen sie auf und legte sie sanft in die Hände der Toten.

Der Alte gewahrte es. Sein Gesicht verzerrte sich in wüthendem Schmerz. Er riß die Kätzchen von der Bettdecke und zertrat die weichen Blüten. „Gelogen habt ihr, gelogen!“ Dann warf er sich an dem Lager nieder.

Die Frauen schlüchelten, eine nach der andern, hinous. Keine wagte zu reden. Die resolute Nachbarin lehnte wieder zurück, rührte die Schulter des Alten an und wollte etwas Tröstendes sagen. Aber das Gesicht, das sich ihr zuwendete, war ein so fremdes, in Schmerz versteinertes, daß sie zusammenschauerte.

Der Alte war allein mit der Toten. „Nun wird es doch nicht Frühlings, Käthe,“ sagte er laut. „Die Weidenkätzchen haben mich betrogen. Nur das schwarze, böse, richtige Kätzchen da unten hat recht gehabt.“

Er stand schwerfällig auf. Die Goldstücke, die ihm die fremde Frau gegeben, leote er auf den Tisch. Die zertretenen Weidenzweige hob er auf, ging zum Fenster und öffnete es. Feiertlich weiß, wie ein Leichen-

tuch, lag die unberührte Schneefläche des Hofes vor ihm. Der Alte streute die Zweige hinunter. Die unerschritten, grünen Blattspitzen hoben sich reizvoll vom weißen Grunde.

Der Alte starrte lange zu ihnen herunter, dann absehnehmend zu der Toten zurück. Dann erklimmte er das Fensterbrett und stürzte sich hinaus.

Der Glückspennig des guten Kindes fiel ihm aus der Tasche und gerade auf eines der zertretenen Weidenkätzchen.

Eine geheimnißvolle Uhr

befindet sich im königlichen Schlosse zu Stockholm. König Oskar, der das Kunstwerk von dem berühmten Nordpolfahrer Nordenskiöld zum Geschenk erhalten hatte, wies der Uhr den Platz auf dem Ramin seines Arbeitszimmers an. Die Uhr stellt einen bronzernen Mauerjungen, der einen Löwen aus dem gleichen Metalle mit sich führt, vor. Bei jedem Stundenstöße bewegen sich die beiden Figuren. Sachverständige, welche die Uhr im Auftrage des Königs prüften, schätzten ihr Alter auf vierhundert bis fünfhundert Jahre und nehmen an, daß sie in Augsburg angefertigt wurde. Ist das Wert der Uhr, die heute noch die Zeit vollkommen genau zeigt, den Fachleuten ein Räthsel, so ist es noch in höherem Grade der Fundort der Uhr, über den Nordenskiöld folgendes berichtet: Als er sich auf der Rückfahrt von seiner Nordpolreise befand, kam in Spitzbergen ein Fischer an Bord, der eine geteime Unterredung mit ihm wünschte. Hierbei erzählte er, eines Tages hätte er mit zwei Kameraden eine schwere Metallkiste aus dem Meere gezogen. Es hätte Monate bedurft, das kunstvolle Schloß zu lösen und die Uhr ans Tageslicht zu fördern. Seitdem aber das Kunstwerk im Dorfe sei, wäre ein Unglück über das andere hereingebrochen. Nordenskiöld erwarb die Uhr von dem Fischer und brachte sie dem Könige. Erst in der jüngsten Zeit konnte festgestellt werden, daß die Uhr, die um das Ende des 16. Jahrhunderts in Ausäsbura angefertigt wurde, von einem holländischen Hofen aus zu Schiff nach einem Konvent in Arschonell verladen wurde. Das Schiff scheiterte, und nach vier Jahrhunderten erste wurde das Meisterwerk alter Uhrmacherkunst wieder aufgefunden.

Herkomers Wagner-Bildniß.

Unter den guten Geschichten, die Sir Hubert v. Herkomer dieser Tage seinen Zuhörern im Royal Institute erzählt, ist die beste die über die Entstehung des im Deutschen Athenäum hängenden Wagner-Bildnisses. Es war im Jahre 1877, als der große Tonbildner sich in London aufhielt, um seine Tonwerke dem englischen Publikum vorzuführen. Bei dieser Gelegenheit erlaubte er dem jungen Maler ihn in seinem Hause täglich zu besuchen und ihn zu beobachten, vorausgesetzt, daß er ihm nicht lästig fiel. Wenn er aber gefragt wurde, wann er dem Maler für sein Bild sitzen sollte, entgegnete Wagner barisch: „Er sieht mich ja die ganze Zeit.“ Die Lage wurde unerträglich. Hätte die Leitung des Deutschen Athenäum nicht auf dem Auftrage bestanden, so würde der Künstler längst auf dessen Ausführung verzichtet haben. Zur Verzweiflung getrieben, entschloß er sich schließlich, den Tonbildner ohne Sitzung zu malen. Er machte sich an einem Freitag an die Arbeit, malte in einer Stube die den ganzen Tag, konnte Nachts vor Aufregung kaum schlafen und malte auch am Sonnabend bis in die Nacht hinein. Am nächsten Tag trug er das fertige Bild unter Glas und Rahmen zu Wagner. „Zuherei!“ rief der erstaunte Tonbildner. „Doch macht es mir Freude, so auszu-sehen.“ Dabei umarmte er den jungen Maler und blieb von da an ein aufrichtiger Bewunderer seiner Kunst.

Der erste weibliche Richter.

Die erste Frau, der das Amt eines Richters übertragen wurde, ist die Dänin Kirsten Christensen, die aus Ørstrup bei Aleskerup in Dänemark kommt. Auf der höheren Töchterschule in Silkeborg vorgebildet, war sie mehrere Jahre als Kontoristin thätig, trieb aber nebenbei eingehende juristische Studien und legte im Mai 1906 die für richterliche Beamte in Dänemark vorgeschriebene Prüfung ab. Seit Kurzem ist Fräulein Christensen, die im 39. Lebensjahre steht, als ordentliche Stellvertreterin des Richters in Aleskerup von Amtswegen in die Reihe der dänischen Richter aufgenommen worden.

Sprüche der Lebensweisheit.

Wenn der Neidhummel ehbar wäre, dann würde bald das Fleisch nichts mehr kosten.

In der Schule des Lebens gibt es keine Ferien.

Aus jeder Enttäuschung die Kraft ziehen, neue Enttäuschungen zu ertragen, heißt leben.

Einsamkeit ist der Segen eines arbeitsreichen Lebens und der Fluch des unthätigen.

Der Räuberbart.

Eines schönen Abends komme ich hungrig, müde, aber behaglich schlendend vom Bureau nach Hause. Frauen sitzt im Gärtchen hinter unserm Hause und wartet mit dem Abendbrot. Unser Kellner (und Einziger bei dato) quarrt und murrst, die berühmte Flasche mit dem Gummirohr bedächtig gebrauchend. Der Hund freut sich des Wiedersehens. Der Abend ist schön, goldig geht die Sonne unter; in der offenen Küche zischt es duftend.

Kurz, Friede, Freude und Behaglichkeit allenthalben. Meinist Du, Freund? — Wari nur. Schon lauert der Dämon des Schreckens.

„Männchen“, begrüßt mich mein Weib, „sieh mal den Brief.“ Von der Tante. Tante Eulalia ist nämlich der Schrecken der Familie. Reich, aber stockalt. Störenfried wohin sie kommt. Ungeheimbar bis zur Eröffnung des Testaments.

Und diese Tante schreibt da gemächlich: sie trifft heute Abend ein, hofft bei uns Quartier zu finden, bleibt „nur“ so acht bis vierzehn Tage, geht inzwischen einmal nach Oberammergau, und so weiter. — Und dabei ist kein Raum für sie! Warum — das wäre zu lang zu erzählen, im Grunde hinaus das mit jenem Gegenstand zusammen, der so lästig war, wenn man ihn entbehren muß, nämlich Geld.

Unmöglich dreierlei. Der Tante eingekerkert, daß wir so knapp wirtschafteten — denn sie war darin noch widerwärtiger als sonst, schöpft Verdacht, erwählte zürend vergangene Wohlthaten usw. — ebenso unmöglich war, sie bei uns aufzunehmen — und ebenso unmöglich, eilhaft vor ihr zu entfliehen. — Und in einer Stunde sollte der Zug eintreffen. — Was ist da zu thun?

Ich ließ den Brief auf den Tisch fallen und machte in Ermangelung von etwas Besseren ein so dummes Gesicht, daß meine Frau, die mich beobachtete, laut herauslachte.

Dann legte sie ihre weichen Hände auf meine und sagte tröstlich: „Ich habe bereits vorgebeugt. Ich habe ihr telegraphirt, daß wir verzeiht sind.“

„Vortrefflich. Dann ist ja alles gut.“

„Nur eins macht mir Sorge. Sie schreibt — Du hast wohl gelesen — sie käme momentan heute. Wenn das Telegramm sie nun abhielt, heute zu reisen?“

„Ich gebe auf den Bahnhof, sehe zu wann der Zug kommt, verstehe mich zwischen den Pfeilern, es ist dunkel, die Menge der Antommenden, ich ziehe den Hut ins Gesicht.“

Da, als ich im Zimmer stand, kam mir eine großartige Idee. Der Räuberbart vom letzten Mostenball. Mit ihm im Gesicht konnte mich kein Teufel erkennen. Also zerrte ich das unförmliche Nachwerk herauf, legte es an und sprang behend zum Haus hinaus.

Athemlos vor Aufregung erreichte ich den Bahnhof. Es dauerte recht lange, aber endlich kam sie, die Maschine, und auch die Tante.

Richtig! Da ist sie. Mit sieben Schachteln, drei Blumensträußen, vier Schirmen, drei Schameln und, wahrhaftig, mit dem miserablen Vieh, dem fläffenden Besto.

Ein Gepädträger mühte sich um die Sachen, und als sie an mir vorbeizog hörte ich die liebe Tante sagen: „Hotel Bellevue“. Natürlich! Das Hotel liegt uns gerade gegenüber; also — bis zu ihrer Abreise dürfen wir nicht ausgehen. Beruhigt wollte ich den Bahnhof verlassen, da klopfte mich einer energisch auf die Schulter. Ich drehte mich um — — — Ein Schuttmann!!!

„Was haben Sie denn da für eine Mästerade an?“ forschte er boshaft und legte spöttisch hinzu: „Kommen Sie mal einen Moment mit auf die Wache.“

Leute Hieben stehen, Gassen lachend und erkaunt auf mich — ich stand jetzt in schönster Gasbeleuchtung — so schlecht das häßliche Gas ist, für meine Umstände war's zum ersten Male zu hell — genug, ich schied mich an, dem Schuttmann zu folgen, der mich ermunternd am Arme hielt.

Und mit langen Schritten führte er mich ans Ende des Perrons, beim Ausgange und schon mich ins Wachtlokal. Dort, nachdem er die Thür geschlossen, athmete ich auf, denn die Schuttmann war ich los. Jetzt sollte es schnell anders werden. — Ich riß meinen Bart herab, warf Mantel und Hut ab und fragte mit wiederkehrendem Selbstbewußtsein: „Aber jetzt kennen Sie mich?“

„Thu mir leid.“ Legitimiren — ein Bekannter, einer der Hunderte hätte genügt... aber wo jetzt einen aufreizen?! Da plötzlich in meiner Noth sehe ich — die liebe gute Tante Eulalia vor der Glashür vorbeigehen, offenbar in Sorgen um den Hund... Mit einem Sah war ich an der Thür, die hohe Polizei sprang mir nach — „Tante Eulalia! Tante Eulalia! Herzenskante! Hör doch!“ — Und sie hörte mich. Mit dem Schuttmann erschien sie in der Thür, erblickte mich — und meiner Noth war ein Ende. Dann ward ich entlassen, bestieg mit der Tante ein Gefährt, und — beachtete rundweg. Was konnte ich Besseres thun? Und hatte ich nicht alle Uebelthaten weitaus weitgemacht, indem ich das elende Vieh, den süßen Bello eingesperrt? — Die Tante verzog auch auf Grund dessen so halb und halb. Aber ihr Testament hat sie geändert.

Die Gesundheit unserer Taschenuhr.

Viele Leute haben die Gewohnheit, ihre Taschenuhr zu irgend einer beliebigen Tageszeit aufzulieben; sie thun das im Gehen oder während sie über irgend etwas plaudern und schenken der wichtigen Handlung, die das Aufziehen einer Uhr darstellt, nicht die geringste Aufmerksamkeit. Und doch hängt die Genauigkeit und die Lebensdauer einer Uhr zum großen Theil von der Wahl des Augenblickes ab, in welchem der Besitzer sie aufzieht. Diese wichtige Frage, so lesen wir im „Journal de Geneve“, ist jüngst auf dem Verbandstage der Uhrmacher Englands besprochen und entschieden worden. Mehrere Mitglieder der ehrenwerthen Uhrmacherzunft beaupteten, daß die Uhr bei Nacht aufgezogen werden müsse; sie begründeten diese Ansicht durch Feststellung der Thatsache, daß am Morgen die große Feder der Uhr kälter und weniger elastisch ist als am Abend; am Abend sei sie wärmer und elastischer, weil die Uhr während des ganzen Tages in der warmen Westentasche ihres Besitzers gehedtet habe. Der Präsident der Korporation war aber anderer Ansicht. Mit der Autorität, die ihm sein hohes Amt gibt, dekreteerte er, daß es besser sei, die Uhr am Morgen aufzulieben; während des Tages sei die Uhr zahlreichen unregelmäßigen Bewegungen und Stößen ausgesetzt, und das seine Uhrwerk etrange diesen anormalen Zustand weit leichter, wenn die Feder in voller Spannung sei. Dieser weiten Meinung des Präsidenten schlossen sich schließlich fast alle Mitglieder der Zunft an. Ob sich aber das überrückende Substitutum danach richten wird, ist eine andere Frage; man wird sich vielleicht mißtrauisch fragen, daß etwas dahinter stehen muß, wenn die Uhrmacher plötzlich so selbstlos lehren, was man seine Uhr recht lange in gutem Zustande erhalten kann.

Eine Auszeichnung des deutschen Kaisers als Jäger.

Vom französischen Hubertusklub, der vornehmlichen jagdsportlichen Vereinigung Frankreichs, ist dem deutschen Kaiser eine Medaille verliehen worden.

Graf Clary, der Präsident des französischen Hubertusklub, erklärte die erfolgte Verleihung einer Medaille an Kaiser Wilhelm in einem Interview damit, daß der Kaiser gleich den ebenfalls durch Medaillen ausgezeichneten Königen von Spanien und Portugal ein verdienstvoller Jäger von Sankt Hubertus sei, und sein lebhaftes Interesse am Wildwert durch die Beschickung des letzten internationalen Jagdtagess in Paris bekundet habe. Persönlich hat er an der Herstellung guter Beziehungen zwischen deutschen und französischen Jägern gearbeitet, und wäre sehr geneigt, eine deutsch-französische Verhändlung für den Wildschuß zu fördern. Es sei durchaus erfreulich, daß der Kaiser die Medaille des Clubs erhielt, der als Ehrenpräsidenten den Expräsidenten der Republik, Emil Loubet, hat und zu seinen Ehrenmitgliedern die Minister Ruau und Clemenceau, den Fürsten von Monaco, Grafen Potodi, die Herzogin d'Albes, den Grafen Greffulhe, Dr. Gordon Bennett u. s. w.

Zweifel.

Bermittler: „Ja, dann hätte ich auch noch eine Amerikanerin mit fünftausend Mark Mitgift!“

Junger Mann: „Fünftausend Mark Mitgift? Na, das ist mir eine schöne Amerikanerin!“

Der Sohn des Nachmanns.

Söhnchen: „Vater, heute habe ich in der Chemie ein Lob vom Lehrer gekriegt!“

Vater (Weinhändler): „So, was hast Du denn gewohnt?“

Söhnchen: „Ich hab' erzählt, wie der Wein verfälst wird!“

Gewissenhaft.

„Was! Sie haben den Keel wieder laufen lassen? Das war ja der gesuchte Millionendefraudant!“

Ortspolizist: „Ja, i hab' in der Zelle a Fünferl liegen lassen; andern Tags hat's no' dazugelegt, und da hab' i mir denkt, der is ehrlisch, den darf ma net da herin behalten!“

In der Stammtische.

„Gestern war ich wohl sehr betneipt, Jean?“

Kellner: „Jawohl, Herr Spund!“

„Habe ich Ihnen bezahlt?“

Kellner: „Nein, so betneipt waren Sie nicht!“

Nach seiner Ansicht ebenso schlamm.

Professorsgattin (beim Zeitunglesen): „Denke Dir, es ist schrecklich, was alles passiert; da hat einer sechs Raubmorde begangen!“

Professor (einige Aufgaben korrigierend): „Ja, und hier hat einer Baum mit P geschrieben!“

Zeitgemäß.

Kaufmann: „Ihre Zeugnisse sind gut, ich will Ihnen die Stellung als Kassierer bei mir übertragen, wenn Sie zweitausend Kronen zur Sicherstellung erlegen können!“

Bewerber: „Schön, das kann ich! Und welche Sicherstellung geben Sie mir, daß die zweitausend Kronen bei Ihnen sicher sind?“

Aus dem Soldatenleben.



„Acht, wenn deine Füße der Berechnung des Wanderverschickens zu Grunde gelegt würden, machte der Militärkassus Pleite!“

Nach nicht dazugewesen.

Der General S., Abtheilungschef im Großen Generalstabe, macht mit den Herren seiner Abtheilung eine Instruktionstreife. An einem Punkte, an welchem im Kriege 1866 ein interessantes Gefecht stattgefunden, hält er einen Vortrag. In der Nähe weidet eine Herde junger Ochsen, und einer derselben, neugierig und gutmüthig, kommt in den Kreis der Offiziere, gerade dem General gegenüber. Ehe man den vierfüßigen Zuhörer hinausjagt, sagt der General: „Meine Herren, morgen Sie sich den heutigen Tag. Zum ersten Male ist ein Ochse ohne Konnerionen und ohne Protektion in den Generalstab gekommen!“

Eine verhängnißvolle Kündigung.

Ein Junggeselle ist mit seiner langjährigen Wirthschafterin unzufrieden und will derselben kündigen, ist aber in größter Verlegenheit, wie er ihr den Abschied beibringen soll und beginnt daher folgendermaßen:

„Marie, zehn Jahre haben Sie nun für mich getocht und das Hausregiment für mich geführt, aber länger geht das nicht, es muß eine Veränderung eintreten und so...“

Wirthschafterin (ihm schluchzend um den Hals fallend): „Ach Du lieber Guter, wie gern werde ich Deine Frau!“

Bei Tisch.

Hausfrau: „Aber Anna, Sie reichen ja schon wieder die Schüssel von rechts. Jetzt reißt aber bald meine Geduld; wenn Sie's noch einmal falsch machen, passiert was!“

Mädchen: „Ach gnädige Frau, ich bin nicht abergläubisch.“

Unverschämte.

Schneider: „Seit zwei Jahren warte ich auf das Geld für den Anzug, Herr Baron; wollen Sie mir die hundert Mark denn nicht endlich geben?“

Baron: „Wo denken Sie hin? Glauben Sie, ich zahle Ihnen hundert Mark für einen Anzug, der gar nicht mehr modern ist?“

Seine Auffassung.

Ein Bauernknecht wird bei einer Verhandlung vom Richter gefragt, ob er sich auf der Bedeutung des Eides bewußt sei. Er antwortete: „Gewiß. Wenn ich schwöre, so habe ich gewonnen, wenn der Andre schwört, hat er gewonnen.“

Auch.

Richter: „Angeklagter, Sie sind schon öfter bestraft?“

Angeklagter: „Jawohl, Herr Richter, ich bin aber auch schon öfter freigesprochen!“

Angepaßt.

Gefängnißdirektor (den Sträflingen die Arbeit zuthellend): „Sie waren Unternehmer für die städtische Straßenreinigung... na, da sollen Sie jeden Morgen den Gefängnißhof fegen!“

Unschrieben.

„Wie siehst du aus, du bist ja nicht wieder zu erkennen.“

„Ich hab' gestern Nacht wieder einen Raufch heimgebracht, und da hat meine Alte angefangen, einen anderen Menschen aus mir zu machen.“

